

Nichts ist mehr wie früher

DDR-VERGANGENHEIT Antje Bärenwaldt wuchs in Ostberlin auf. 20 Jahre nach der Wende begibt sie sich in Pankow auf Spurensuche. Die Welt ihrer Kindheit scheint heute so gut wie verschwunden. Unser Autor hat sie begleitet

Von Andreas Voigt

Wenn sich Antje Bärenwaldt an ihre Kindheit in Berlin-Pankow erinnert, fühlt sie sich bisweilen, als wenn sie auf einem fernen Planeten gelebt hätte – „so unwirklich kommt mir diese Zeit aus heutiger Sicht vor“, sagt die 35-jährige gelernte Krankenschwester und Modedesignerin. Nachdenklich wirkt ihr Blick auf den hübsch sanierten Altbau in der Blankenburger Straße zwischen Schloss- und Brosepark im Ortsteil Niederschönhausen. Hier hat die blonde Frau fast ihre ganze Kindheit sowie die Jugendzeit verbracht – bis zum Fall der Berliner Mauer.

Es ist der Ortsteil von Berlin-Pankow, in dem zu DDR-Zeiten bedeutende Künstler wie etwa Hans Eisler oder der später nach Westberlin ausgewanderte Manfred Krug lebten. Botschaften aus aller Welt fanden hier zwischen dreistöckigen Mietskasernen aus der Gründerzeit, prachtvollen Villen und schmucken Einfamilienhäusern eine nahezu ideale Umgebung. Und nicht zuletzt schirmte sich dort die gesamte Politprominenz des „Arbeiter-und-Bauern-Staates“ – von Pieck über Ulbricht bis zu Honecker – am Majakowskiring, dem sogenannten Städtchen, bis 1960 hermetisch von der Außenwelt ab.

Der Blick zurück ist für Antje Bärenwaldt trotz ihrer erst 35 Jahre eine Zeitreise, deren Dimension annähernd vergleichbar ist mit den Erinnerungen vieler Großmütter an die Kriegs- beziehungsweise Nachkriegszeit.

Schwarz-grünlich sei sie gewesen, die Außenfassade des Elternhauses, erinnert sich Antje Bärenwaldt, „und mit Einschusslöchern geradezu übersät“. Drinnen – im Treppenhaus des Zweigeschoss-



Blankenburger Straße: In diesem zweigeschossigen Altbau in Pankow-Niederschönhausen lebte Antje Bärenwaldt mit ihrer Familie in einer 100 Quadratmeter großen Wohnung im zweiten Obergeschoss.



Ossietzky-Platz: Einst verschlafenes Dorf, jetzt lebendiger Stadtteil: Pankow-Niederschönhausen – im Hintergrund die Friedenskirche.

sers – nagte der Zahn der Zeit ebenso unerbittlich an dem alten Mietshaus: Das braune Linoleum, welches die Treppenstufen bekleidete, löste sich im Laufe der Zeit immer mehr in seine Einzelteile auf, die zahlreichen Löcher in den Wänden hingegen „verputzten die Bewohner, so gut es ging“, berichtet Bärenwaldt, während sie die vielen Veränderungen im Haus mit Staunen registriert.

Insgesamt acht Mietparteien haben hier zu DDR-Zeiten gelebt, fünf im Vorderhaus, drei weitere im Seitenflügel. Bärenwaldt selbst wohnte mit ihrer Mutter Heidi, einer Erzieherin, und ihrem Vater Henry, einem Ingenieur für Fernmelde- und Medizintechnik, sowie ihrer sechs Jahre jüngeren Schwester Susanne in einer gut hundert Quadratmeter großen Wohnung im zweiten Obergeschoss. „Wir hatten sogar ein Bad, das mein Vater mithilfe von Freunden selbst einbaute“, sagt Bärenwaldt noch heute ein wenig stolz. Ein besonderes Privileg, war es doch für Altbaubewohner in der DDR häufig üblich, mit einer Außentoilette vorlieb nehmen zu müssen.

Fast nichts, so scheint es, hat die junge Frau in all den Jahren vergessen. Der Reihe nach listet sie sämtliche Namen ehemaliger Mieter auf, selbst die Gewerbetreibenden sind ihr noch in Erinnerung. „Im Vorderhaus gab es mitunter ein Fotoantiquariat, das Postkarten mit alten Pankower Ortsansichten verkaufte.“ An der Schaufensterscheibe habe sie sich als Kind in der Weihnachtszeit regelrecht die Nase platt gedrückt. Immer dann drängelte sich die kleine Antje mit ihren

Freundinnen neugierig um das Guckloch des sonst mit einer schwarzen Plane abgedeckten Schaufensters, um einen Blick auf die dahinter laufende Diashow mit den phantasievollen Weihnachtsmotiven zu ergattern. Heute kündigt nur noch das Geschäftsschild über dem Schaufenster mit der Aufschrift „Fotoantiquariat Grandé“ von längst vergangenen Tagen. Der Laden steht leer.

Typischer Mietskasernen-Hof

Auch die Fleischerei, die vor dem Fotoantiquariat die Gewerbeinheit nutzte, ist der blonden Berlinerin noch allgegenwärtig. Besonders der unangenehme Geruch, den das geräucherte Fleisch über das Haus und den Hinterhof verbreitete: „Die räuchernden ihr Fleisch noch in den alten Stallungen des Hinterhofs“, sagt Bärenwaldt kurz und knapp. Gleichzeitig diente dieser typische Berliner Mietskasernen-Hinterhof der kleinen Antje und den vielen anderen Kindern im Haus als „großer Abenteuerspielplatz“. Etwa dann, wenn die Wäscheleinen mit Laken bespannt waren und Bärenwaldt mit ihrer Freundin Marit daraus eine Höhle baute. Unzertrennlich seien sie gewesen.

Selbst nachts kommunizierte sie mit ihrer gleichaltrigen Freundin über eine von ihrem Vater selbstgebaute Sprechanlage, deren Kabel Antjes Schlafzimmer im Vorderhaus mit dem von Marit im Seitenflügel verband. Es ist, als bekäme die Vergangenheit Beine, wenn man Antje Bärenwaldt beim Gang durch das alte Haus beobachtet. Überall sucht sie nach

Spuren ihrer Kindheit. „Antje liebt Carsten“, stand hier irgendwo im Eingangsbereich auf der Hauswand des Seitenflügels mit Kreide geschrieben“, erinnert sie sich und lächelt.

Das Leben in dem Pankower Mietskasernen-Hof sei wie in einem kleinen Dorf gewesen: Hausbewohner waren häufig miteinander befreundet, untereinander half man sich aus, wo es nur ging, und der zunehmend verfallende Altbau wurde in gemeinsamen Anstrengungen irgendwie in Schuss gehalten. „Die kommunale Wohnungsverwaltung kümmerte sich ja nicht um das Haus“, sagt Bärenwaldt. Deshalb hätten die Bewohner rangemusst. Allen voran die Männer, die eigentlich immer damit beschäftigt gewesen wären, undichte Fenster, bröckelndes Mauerwerk und tropfende Dachrinnen zu reparieren – sofern die nötigen Materialien dafür verfügbar waren.

Die weiblichen Bewohner sowie die Kinder hielten hingegen überwiegend das Haus sauber, putzten die Treppen und kümmerten sich um das leibliche Wohl bei gemeinschaftlichen Veranstaltungen am Wochenende. Gerade im Sommer versammelten sich häufig alle Bewohner auf dem gut 200 Quadratmeter großen Hinterhof. „Dann wurde gegrillt und meist bis tief in die Nacht gequatscht.“

Politische Themen wurden dabei strikt ausgeklammert. Zu groß sei die Angst gewesen, sich mit womöglich nicht systemkonformen Äußerungen später im sogenannten „roten Buch“ wiederzufinden. Ein Büchlein, das in nahezu jedem Haus der DDR existierte und dessen parteireu-

er Inhaber darin vermerkte, „wer im Haus wo ein und ausging, und wer womöglich im Begriff war, sich politisch ins Abseits zu stellen“. Bärenwaldts Vater trichterte ihr und ihrer Schwester deshalb immer wieder ein, „alles, was in den eigenen vier Wänden besprochen wurde, auch dort zu belassen“. Niemand durfte etwa wissen, dass die Bärenwaldts Westfernsehen schauten oder Klamotten mit abgetrennten Markenzeichen aus dem Westen trugen.

Alles erstrahlt in Farbe

Draußen vor dem Haus ist es laut. Bauarbeiter in Baukränen haben entlang der gesamten Häuserzeile die Erde aufgerissen, um die Rohrleitungen zu erneuern. An die alte DDR erinnert in dieser Gegend kaum noch etwas. Die meisten Fassaden der überwiegenden Altbauten erstrahlen längst wieder in Farbe – von Zartrosa über Mintgrün bis hin zu Cremeweiß. Doch manch typischer alter Pankower Prachtbau hat die Sanierungswelle der Nachwendzeit nicht überstanden. So wie etwa die alte Gründerzeitvilla mit viereckig gemauertem Säuleneingang und gusseisernem Eingangstor.

Die stand einst in der Dietzgenstraße unweit des alten Pankower Traditionskinos „Blauer Stern“ und unweit von dem Haus, in dem Antje Bärenwaldt aufwuchs. Schon damals beherbergte die prächtige Villa niemanden, der Garten war stark verwildert; aus Sicht der kleinen Antje hingegen war er eher „romantisch verwunschen: Für mich als Kind

DORNROSCHENSCHLAF

Pankow liegt im Berliner Nordosten und ist ein von sozialen Siedlungsbauten, Mietskasernen aus der Gründerzeit sowie Villen und Einfamilienhäusern geprägter grüner Stadtteil. Im Ortsteil Niederschönhausen am Majakowskiring wohnte bis 1960 nahezu die gesamte politische Elite der DDR – von der Öffentlichkeit abgeschirmt. Nur 500 Meter westlich befand sich die auf Beschluss des DDR-Regimes angelegte Künstlerkolonie „Erich Weinert“, in der Künstler wie der Schriftsteller Johannes R. Becher oder der Schauspieler Ernst Busch lebten. Im „Schloss Schönhausen“, das zu DDR-Zeiten als Gästehaus für Staatsgäste diente, wurde 1989 mit den „Zwei-plus-Vier-Gesprächen“ am sogenannten zentralen runden Tisch der Grundstein für die Deutsche Einheit gelegt. Nach der Wende lag Pankow-Niederschönhausen lange Zeit im „Dornroschenschlaf“. Nach der Jahrtausendwende wurde es zunehmend von jungen Familien entdeckt. Seit der **Verwaltungsreform im Jahr 2001**, die das alte Pankow mit bevölkerungsreichen, früher eigenständigen Bezirken wie Weißensee und Prenzlauer Berg zusammenlegte, ist „Groß-Pankow“ mit deutlich mehr als 350 000 Einwohnern inzwischen Berlins größter Bezirk. **av**

hatte sie etwas Geheimnisvolles“, sagt Bärenwaldt, „eben ein kleines Schloss, das auf seine Prinzessin wartete.“ Heute steht an dieser Stelle ein Lebensmittel-discounter, einzig eine in Stein gemeißelte Frauenfigur erinnert an längst vergangene Tage.

Ebenfalls nur einen Steinwurf von Bärenwaldts einstigem Zuhause entfernt befindet sich die „Fallada-Oberschule“, die zu DDR-Zeiten „8. Oberschule“ hieß. Von der ersten bis zur zehnten Klasse drückte die Pankowerin hier die Schulbank. Während des Krieges diente der Schulbau, dessen gelb-beige verputzte Fassade auf einem Sockel aus rotem Klinker steht, als Lazarett. Auf dem anliegenden Friedhof fand der Schriftsteller Hans Fallada seine letzte Ruhe.

Mit ihrer alten Schule verbindet Antje Bärenwaldt vor allem ihre sozialistische Erziehung, die gleich mit Beginn der ersten Klasse einsetzte. Noch genau vor Augen hat sie die bei den meisten Schülern unbeliebten Marschparaden und Fahnenappelle zu besonderen Anlässen wie etwa dem „Weltfriedenstag“. Immer dann stand die Schülerin in blauem Rock und weißem Hemd mit Pionier-Emblem auf dem Ärmel im Beisein aller Lehrer und Mitschüler in Reih und Glied auf dem Schulhof. Anschließend musste sie die „lästige sozialistische Zeremonie“ über sich ergehen lassen, bisweilen marschieren und der „Pionierorganisation Ernst Thälmann“ Grußsätze wie „Immer bereit“ oder „Freundschaft“ entgegen-schreiben.

An Wandertagen huldigte die damalige Jungpionierin meist den „Heldentaten“ antifaschistischer Widerstandskämpfer. „Häufig fuhren wir zum sowjetischen Ehrenmal in die ‚Schönholzer Heide‘, um rote Nelken auf die Gräber der im Zweiten Weltkrieg gefallenen sowjetischen Soldaten zu legen“, erinnert sie sich. Als Michail Gorbatschow im Sommer 1987 Ostberlin besuchte, war Bärenwaldt eine von mehr als 1000 „Thälmannpionieren“, die dem damaligen sowjetischen Präsidenten auf dem Weg nach Pankow ins „Schloss Schönhausen“ – dem Gästehaus der DDR – mit roter Fahne am Straßenrand begeistert zuwinken mussten. „Einen Anlass für diesen ganzen Quatsch gab es eigentlich immer“, bemerkt Bärenwaldt süffisant. „Aber einen Kopf darüber habe ich mir in dem Alter nie gemacht, ich empfand es eher als lästig.“

Erst als im Sommer 1984 eine gute Freundin mit ihrer Familie in den Westen flüchtete, begann die damals Zwölfjährige zu erahnen, was es in der DDR bedeuten kann, Grenzen zu überschreiten. „Der Vater meiner Freundin landete im Gefängnis, und ich ging damals davon aus, meine Freundin nie wiederzusehen“,

erzählt sie. Zur selben Zeit klärte ein Major der „Nationalen Volksarmee“ (NVA) im sogenannten Wehrkunde-Unterricht die Schülerin Antje Bärenwaldt und ihre Klassenkameraden über die Notwendigkeit des „antifaschistischen Schutzwalls“ auf. Nur wenig später ließ sie es auf eine erste Kraftprobe mit dem System ankommen. Während der Geburtstagsfeier der „Freien Deutschen Jugend“ (FDJ) erschienen Bärenwaldt und einige andere FDJler in legerer Zivilkleidung, statt wie sonst üblich in blauem Hemd mit einem Sonnenemblem auf dem linken Ärmel.

Nie wird sie vergessen, wie ihre damalige Direktorin daraufhin außer sich vor Wut alle zum Rapport rief und drohte: „Ihr glaubt doch nicht, dass einer von euch, die hier heute ohne FDJ-Hemd sitzen, zum Abitur zugelassen wird.“ Kurz darauf fand sich die Gruppe zum Nachsitzen im Klassenraum wieder, „und zwar in voller FDJ-Montur“, sagt Bärenwaldt und schüttelt den Kopf.

Nur wenige Jahre später fiel die Berliner Mauer. Antje Bärenwaldt feierte am 9. November 1989 zunächst mit der Familie den elften Geburtstag ihrer Schwester in der elterlichen Wohnung. „Als wir die Nachricht vom Mauerfall hörten, wagten wir zunächst gar nicht, in den Westen zu gehen“, erinnert sie sich. Zu groß war die Furcht, womöglich nie mehr zurückzukehren, Familie und Freunde nicht wiederzusehen. Erst tags

darauf, am 10. November, wagten sie sich auf unbekanntes Terrain und besuchten einen Onkel im Westen der Stadt. Dabei waren es weniger die bunten Fassaden des Kurfürstendamms, die Antje Bärenwaldt beeindruckten. „Vielmehr konnte ich kaum glauben, einfach so in diese für mich so fremde Welt eintauchen zu können.“

Heute, 20 Jahre nach der Wende, lebt Antje Bärenwaldt in Prenzlauer Berg. In ihrem alten „Kiez“ ist sie nur noch sehr selten. Ihre Eltern und viele alte Bekannte sind längst weggezogen. Gekommen sind andere, meist Neu-Berliner oder junge Familien aus dem benachbarten Prenzlauer Berg, die sich nach einem stadtnahen und gleichzeitig grünen Stadtbezirk sehnen.

Keht Antje Bärenwaldt dennoch einmal an die Orte ihrer Kindheit zurück, kommt sie mit den Straßennamen durcheinander. Denn auch die haben sich seit der Wende des Öfteren geändert. „Das Rondell dort vorn“, sagt Antje Bärenwaldt und zeigt auf den Stadtplatz, der die Hermann-Hesse-Straße mit der Friedrich-Engels-Straße verbindet, „hieß früher Kurt-Fischer-Platz.“ Das Straßenschild weist ihn heute mit großen schwarzen Lettern auf weißem Hintergrund als „Pastor-Niemöller-Platz“ aus.

